

sollten es die Chefs von Uni-Seminaren nicht auch tun? Stimmt. Und trotzdem sträubt sich da beim ersten Gedanken etwas. Wenn Professoren rocken: Das fühlt sich an wie die berühmte Szene, als Oskar Lafontaine beim Parteitag mit den Jusos Disco tanzte. Oder, nun ja, wie wenn Rocker Quantenphysik unterrichten würden. Die Wissenschaft, die Musik – beide könnten hier Schaden nehmen, den man ebenso schlecht zurücknehmen kann wie eine im Schnapsrausch erworbene Tätowierung.

„Als Schüler hat man in einer Band gespielt, dann hat man studiert, da hat man nicht mehr gespielt.“

Was ist so eigenartig an rockenden Profs?

Um der Sache näherzukommen, müssen wir erst einkreisen, was so eigenartig ist an gitarrespielenden Wirtschaftswissenschaftlern. Dass Professoren überhaupt Musik machen – das ist es nicht, denn hinter einer Kirchenorgel kann man sich jeden Ordinarius gut vorstellen. Dass Männer im etwas reiferen Alter Rock spielen – auch das kann es nicht sein, denn das machen diesen Sommer in allen großen Fußballstadien die Rolling Stones, Genesis und The Police genauso. Nur die spät Aufgestandenen klammern sich noch an den Gemeinplatz, dass Rockmusik etwas mit Rebellion und Jugend zu tun haben müsse. Dafür hat sie spätestens seit den Siebzigern ein viel zu großes Bürgerpublikum.

Andersrum gefragt: Wie hält es denn der Rock'n'Roll mit der Uni? Zappenduster wird's da. Die Blaupause kam 1958 mit dem berühmten Song „Wonderful World“ des Soulsängers Sam Cooke: Eine Aufzählung von wissenschaftlichen Disziplinen quittiert der Ich-Erzähler hier mit dem Kommentar, dass er zwar keine davon kapiere, sich der Liebe zu seinem Mädchen allerdings sicher sei. Das Herz und der Impuls werden über den Intellekt gestellt, demonstrativ. Heute, wo es in Amerika sogar eine Musikrichtung namens College-Rock gibt, ist die Intellektuellenfeindlichkeit in der breiten Musikszene nicht mehr so groß. Dass die zwei Disziplinen nicht zusammenpassen, hat einen viel banaleren, technischen Grund: Wissenschaft und Rock'n'Roll müssen beide, wenn sie funktionieren sollen, mit absoluter Hingabe gepflegt werden. Kein Mensch könnte beides machen. Und ein Nebenbei – wie bei der gern als Hobbyblüte gezüchteten Malerei – gibt es weder mit der Gitarre noch mit den Büchern.

Chris Martin, Sänger der englischen Band Coldplay, hat sein Geschichtsstudium zwar abgeschlossen, aber wohl nur, weil er den Plattenvertrag erst am Tag vor dem Examen unterschrieb. Rivers Cuomo hatte sich mit seiner Gruppe Weezer eben eine Platinplatte verdient, als ihm einfiel, dass er sein Harvard-Studium beenden wollte – woraufhin er sich für zwei Jahre von den entgeisterten Mitmusikern verabschiedete. David Lovering, Schlagzeuger der Pixies, konnte die Früchte des Ingenieursstudiums auch erst nach Trennung der Band ernten.

„Ego-Trips hat man eigentlich nicht nötig, wenn man hauptberuflich

Hochschullehrer ist.“

Verpasste Karriere als Rock'n'Roll-Gitarrist

Weil man ein Herz nicht zerreißen kann, hatte auch der Econo-mix-Bandleader Hartwig eine bislang holprige Musikkarriere. „Als Schüler in der Beatles-Stones-Zeit hat man in einer Band gespielt“, bilanziert er, „dann hat man studiert, da hat man nicht mehr gespielt. Dann war man mit dem Studium fertig, dann hat man wieder ein bisschen gespielt...“ Und so weiter. Dr. Michael Ronellenfisch, Professor für Öffentliches Recht und Verwaltungsrecht in Tübingen, gleichzeitig hoch gepriesener Rock'n'Roll-Gitarrist, hätte als junger Mann in den Sechzigern sogar die Gelegenheit gehabt, in der Begleitgruppe des französischen Stars Johnny Halliday zu Ruhm zu kommen: „Das habe ich aber nicht gemacht. Ich hatte mich ja schon früh dazu entschlossen, später mal Jura zu machen.“

Also ist es genau dieser Interessenkonflikt, den wir vor uns sehen, wenn Professoren am Ende doch noch rocken. Vielleicht, weil sie als anerkannte, gut gealterte Wissenschaftler das Tableau erklommen haben, auf dem man genug Platz hat für einen Hüftschwung außer der Reihe. „Ich bin bekennender Rockmusiker“, sagt Ronellenfisch, Besitzer von 30 Gitarren, über sich selbst. Endlose, unfokussierte Improvisationen mag er beim Spielen überhaupt nicht: „Ego-Trips hat man eigentlich nicht nötig, wenn man hauptberuflich Hochschullehrer ist.“ Karl-Hans Hartwig bekam aus ähnlichen Gründen einmal handfesten Streit mit einem Kollegen. Der wollte unbedingt halbstündige Mammut-Stücke mit langen Solopassagen spielen. Das würde die Studenten doch bloß langweilen, meinte Hartwig.

Wenn Professoren rocken, ist also ganz überraschend doch eine Spur von Rock'n'Roll-typischer Auflehnung im Spiel. Jedenfalls beneiden die theatralischen, unaufgeklärten Rockstars im Amüsierbetrieb die Uni-Professoren wiederum darum, dass bei ihren Vorlesungen keiner Bratwurst isst oder mittendrin pinkeln geht. Und ganz ehrlich: Forscher wie Galileo Galilei oder Giordano Bruno, die im Namen der Wahrheit das Establishment herausforderten, waren eigentlich die ersten Rocker. Jetzt, in einer Zeit, in der die ehemals kecke, ketzerische Wissenschaft so breites Ansehen hat – da soll ruhig mal einer mit der E-Gitarre dazwischenfahren.



Joachim Hentschel

Journalist

Geboren 1969 in Reutlingen, musste sich Joachim Hentschel ebenfalls zwischen Rock-Karriere und akademischer Laufbahn entscheiden: Das Deutsch- und Englisch-Studium in Tübingen ließ sich auf Dauer nicht mit der Position als Sänger in der Ulmer Beatband Marmalade Skies vereinen. Auch der Versuch, mit Mitstudenten unter dem Namen

Superalbert germanistisch angehauchte Popmusik zu machen, war wenig erfolgreich. Nach dem Staatsexamen arbeitete er beim SWR-Radio und bei der Lokalzeitung. Heute lebt er als freier Journalist in München und schreibt unter anderem für die „Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung“, „GQ“ und den „Rolling Stone“. Stars wie David Bowie und Herbert Grönemeyer hat er immerhin journalistisch begleitet, wenn schon nicht auf der Gitarre.



[Seite drucken](#)

[Fenster schließen](#)

© [RAABE Fachverlag für
Wissenschaftsinformation](#)